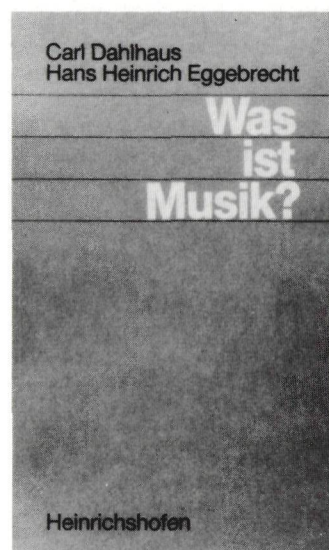




Carl Dahlhaus,
Hans Heinrich Eggebrecht:
Was ist Musik?

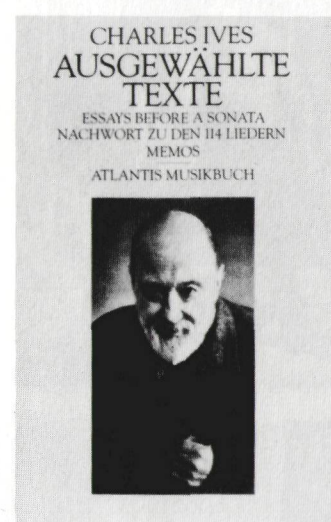
Heinrichshofen's Verlag,
Wilhelmshaven 1985,
208 S., 14,80 DM

Die Idee zweier bekannter deutscher Musikwissenschaftler, in einem Jubiläumsband (der hunderste der „Taschenbücher zur Musikwissenschaft“) einmal grundsätzliche Überlegungen zum Phänomen Musik anzustellen, erweckt Erwartungen, die der Band nicht erfüllen kann. Gemeinsam abgesprochene Kapitelthemen werden parallel zueinander verfaßt, nur zweimal führt ein Autor die Abhandlungen des Kollegen fort, lediglich ein Kapitel („Musikalischer Gehalt“) ist als direkter Dialog angelegt. An letzterem wird dem Leser deutlich, wieviel ihm an lebendiger Darstellungskraft verlorengelassen (wobei für das Vorgehen auch gute Gründe angeführt werden können). Die sprachliche Vermittlung beider Autoren unterscheidet sich nämlich sehr voneinander, nur im Dialogteil kommt es – vielleicht gerade wegen der Diskussion anhand eines konkreten Beispiels – zu echtem Aufeinandereingehen.

Die Fülle der gebotenen Aspekte, die herangezogenen Beispiele und Belege sind beeindruckend und in jedem Fall lehrreich. Die Autoren scheinen zunächst auf eine definitive Fassung zuzusteuern (gibt es „die“ Musik?), ver-

zweigen sich dann in naheliegende Fragestellungen (gute und schlechte Musik, Musik und Zeit), um zum Schluß die Titelfrage nochmals anzugehen. Eine ausgetüfelte Definition sollte man nicht erwarten; daß besonders Eggebrecht öfters die thematische Begrenzung seiner Reflexionen bedauert und den Leser das mühselige Abbrechen und Aufnehmen von Gedankengängen mitvollziehen läßt, muß als wohltuende Ehrlichkeit angerechnet werden. Schade ist es jedoch, daß bei einem so grundsätzlichen Thema Aspekte etwa außereuropäischer Musik oder des Jazz schlicht nicht auftauchen, und sogenannte U-Musik nur als Kontrastfolie an einigen Stellen dient. Mit einem primär auf die europäische Kunstmusik eingeschränkten Diskussionsgegenstand ist also zu rechnen, zu diesem bietet der Band aber eine Fülle nachdenkenswürdiger Einsichten.

Andreas Jaschinski

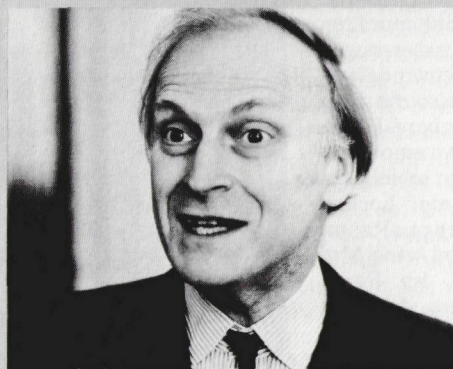


Charles Ives:
Ausgewählte Texte.
Hg. von Werner Bärtschi.

Atlantis Musikbuchverlag,
Zürich 1985,
286 S., 48 DM

Eine Übersetzung von Ives' drei wichtigsten Texten (Essays before a Sonata, Nachwort zu den 114 Liedern, Memos) stand schon lange aus, seitdem sich das Interesse an diesem (in mehrfacher Hinsicht) einzigartigen Komponisten doch deut-

DIE KUNST ALS HOFFNUNG FÜR DIE MENSCHHEIT



Eine Sammlung von Yehudi Menuhins „Reden und Schriften“ erschien im Münchner Piper-Verlag. Die von Pierre Bertaux in Laudatio-Überschwang eingeleitete Auswahl aus zum Teil unveröffentlichten Texten beweist, wo immer man das Buch aufschlägt, wie universell und aus welcher Höhe der Betrachtung sich der gerade 70 Jahre alt gewordene Musen-Anthropologe über Wesentliches zu äußern verstand und noch versteht, wie z. B. über den ganzen Themenkomplex „Indische Geisteswelt“. Yehudi Menuhin leistet, indem er analysiert, vergleicht und zusammenfaßt, in seinen Essays hinlänglich Wühl- und Feinarbeit mit den Augen des interdisziplinär geschulten Träumers am Schnittpunkt von Wissenschaft und gewaltloser Seelenmission.

Seine Themen in dieser wichtigen, völlig unakademischen Schriftenauslese zielen auf „Ganze“: „Der Mensch in der Natur“, „Der Staat als Aufgabe“, „Zur Situation unserer Zeit“, „Wie drückt der schöpferische Künstler den Geist seiner Zeit aus?“, „Kreativität in der Konsumgesellschaft“, „Der Mensch als Möglichkeit“, „Sacharow“, „Kunst als Hoffnung“ und ähnliches, was dem schmerzlichen Sosein unserer Welt abgelascht werden kann und sich im Geist der Utopie zu Papier bringen läßt. P. C.

Yehudi Menuhin:
Die Kunst als Hoffnung
für die Menschheit –
Reden und Schriften.
Piper Verlag, München 1986,
228 S., 34 DM

lich verstärkt hat. Es empfiehlt sich, das Buch von hinten nach vorne zu lesen, also mit den Memos zu beginnen. Sie sind eine gründliche, selbstreflektierende Einführung in seine Werke, oft handliche Kommentare, gepaart mit biographischen Fragmenten. Vieles, was in musikwissenschaftlichen Texten zu Ives eingeflossen ist, hat hier seine Quellen. Ives gelingt es, seine oft ungewöhnlichen Anschauungen zur Musik zumindest plausibel darzustellen. An vielen Stellen gibt es zudem bissige Bemerkungen zum Gewerbe der Musikkritiker, deren Bemühungen um eine Eingliederung von Ives' Werk in Traditionen gerade seiner Idee widersprechen, Musik in keinem Fall nach äußeren Gegebenheiten zu beurteilen.

Ives' aus allen Konventionen ausbrechenden Gedankengänge werden im kurzen Nachwort

zur selbstgedienten Lieder-sammlung an einem Beispiel (der Förderung von Musik und der Idee eines demokratischen Kunstbegriffs) durchgeführt. Der Stil dieses Textes leitet zu dem großen Essay über die Transzendentalisten von Concord über, der eigentlich die Sätze der gleichnamigen zweiten Klaviersonate einleiten sollte. Direkte Bezüge zu dem Text der Sonate stecken hier nur in wenigen Details. Ausgehend von Bemerkungen zum eigenen Verständnis der Schriftsteller und Philosophen entwickelt Ives seine über persönliche Bemühungen hinaus ins Utopische ausschweifende Ästhetik, deren sprachliches Vermögen den Text auch losgelöst vom Komponisten Ives diskussionswürdig erscheinen lassen.

Der Band ist sehr sorgfältig ediert, Fußnoten erläutern Per-

sonen und Anspielungen. Vor allem gelingt es dem Herausgeber, im knapp bemessenen Vorwort auf die besondere Stellung von Ives' Schriften aufmerksam zu machen. Felix Meyer, der Übersetzer, skizziert sehr hilfreich „Sprach- und Denkstil“ von Ives mit ausgewählten Beispielen. Etwas ungewohnt sind die konsequent eingedeutschten Werktitel.

Andreas Jaschinski



Dietrich Berke,
Hartmut Brozsinski,
Gunter Schweikhart:
Heinrich Schütz.
Texte, Bilder, Dokumente.

Bärenreiter Verlag,
Kassel 1985,
107 S., zahlr. Abb., 24 DM

Der Umfang ist wohlthuend knapp, die Bebilderung reichlich und von guter Qualität. Um es vorwegzunehmen: ein lohnendes Buch – obwohl es nicht klar ist, ob es eine lokalhistorische Studie, ein Schütz-Bildband (Dietrich Berke nennt es im Vorwort einen „Ersatz“ für den vergriffenen Band „Heinrich Schütz und seine Zeit in Bildern“) oder eine zwar kurze, aber doch umfassende Monographie sein will. Gleichsam punktuell lesen wir eine eingehende Charakterisierung von Landgraf Moritz, der Schütz „entdeckt“ hatte und als Kapellknecht auf seine Hofschule, das „Collegium Mauritium“, holte. Gewiß gibt uns Gunter Schweikhart profunde und detailreich ein Bild des Landgrafen, aber er zählt zu sehr auf, setzt zu wenig zentrale Prioritäten. Der Eindruck entsteht, daß dieses Kapitel über den Landgrafen in einem Buch,

das den Titel „Heinrich Schütz“ und nicht – was ehrlicher gewesen wäre – „Heinrich Schütz in Kassel“ trägt, etwas zu gewichtig ausgefallen ist.

Dagegen versteht es Hartmut Brozsinski in seinem Beitrag „Schütz als Schüler in Kassel“, Lokalhistorie auf lebendige Weise in einen Bezug zu dem Komponisten zu stellen. Gleichsam unter dem Vergrößerungsglas des Historikers zeigt er die neun Jahre, die Schütz am Kasseler „Mauritium“ verbrachte. So wird es möglich, sich den Schulalltag des jungen Heinrich Schütz vorzustellen. Ein genauer Stundenplan, zahlreiche zeitgenössische Abbildungen des Schul-lebens und der gesamte Abdruck der Statuten des Collegium Mauritium stellen eine gelungene Verbindung von Text- und Bilddokumenten mit einem einordnenden Kommentar dar. Lokalhistorie zeigt sich hier von ihrer besten Seite.

Etwas ganz anderes unternimmt Dietrich Berke: Er beschreibt auf kaum 38 Seiten das gesamte Leben von Heinrich Schütz, ein Unternehmen, wozu Gregor-Dellin in seiner Schütz-Biographie fast 400 Seiten benötigte. Gewiß kommt manches zu kurz, fehlen zum Beispiel Beschreibungen der Musik von Heinrich Schütz. Aber wie hier das biographische Quellenmaterial über den Komponisten ohne Mythisierungen und ohne allzu langatmige Vermutungen zu einem schlüssigen Bild zusammengefaßt wird, ist sympathisch. Der Schütz-Interessierte findet hier einen flüssig zu lesenden Text, der die wichtigsten Lebensstationen charakterisiert und die dabei entstandenen Werke aufzählt. Abgerundet wird dieses Buch durch eine Zeittafel zu Leben, Werk und Zeit von Heinrich Schütz.

Dieser Bildband entstand aus einem lokalen Anlaß: Die Stadtparkasse Kassel ehrt alljährlich eine bedeutende Persönlichkeit, die mit Kassel verbunden ist, durch ein Podiumsgespräch und eine Publikation. Hieraus wurde ein Schütz-Buch, das mehr Leser angeht als nur Kasseler Heimatforscher: wegen seiner liebevollen Details, seiner informativen Kürze und vor allem seiner hervorragenden Illustrationen.

Franzpetr Messmer

WIDEOKRITIK

ORFEO ED EURIDICE

Oper von Christoph Willibald Gluck. Janet Baker (Orfeo), Elisabeth Speiser (Euridice), Elisabeth Gale (Amor), Chor der Festspiele Glyndebourne, London Philharmonic Orchestra, Raymond Leppard; Ausstattung: John Bury, Inszenierung: Peter Hall; Fernsehregie: Rodney Greenberg. Glyndebourne, 22. August 1982. Topaz Classic TCO 109 HiFi Stereo Kaufkassette, 123 Min., 198 DM

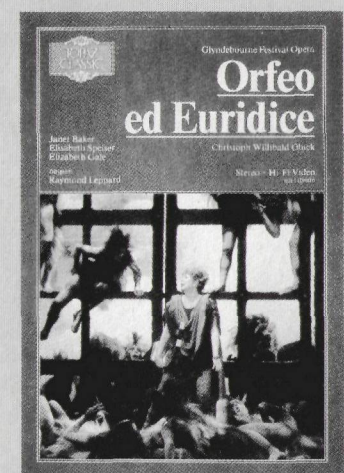
Ironisch gesagt: Das Hinschauen lohnt nicht durchweg. In der eingesparten Zeit sollte man vielleicht, die entsprechenden Passagen in „Full Circle“ lesen, in Janet Bakers Tagebuch ihres letzten Bühnenjahres 1981/82 (Penguin Taschenbuch 68627, London 1984). Bewegend ist dort dargestellt, wie sich ein Kreis schließt, ein künstlerisch erfüllter: Vor 25 Jahren begann Dame Janet im Chor von



Glyndebourne, als Orfeo stand sie eben dort zum letztenmal auf der Bühne. Viele Spielzüge der Inszenierung bekommen nach der Lektüre einen tieferen, persönlichen Sinn. Etwa nach der Gewinnung Euridices die Rückgabe der Lyra an die Götter (der Chor schenkte ihr anschließend diese Lyra mit einer Erinnerungsplakette!).

Aber auch ohne diese Buchinformation ist Janet Baker der künstlerische, ja menschliche Mittelpunkt dieser Aufzeichnung. Um sie herum gute künstlerische Qualität: Elisabeth Speiser ist eine introvertierte Euridice, die man sich noch mit etwas mehr „Süße“ vorstellen könnte; Elisabeth Gales Amor hebt sich gut vom Speiser-Sopran ab, klingt rollendeckend frisch-fröhlich. Raymond Leppard zelebriert Gluck nicht mit Philologenernst, sondern macht hörbar, daß barocker Glanz, daß klangliche Glorification dem dramatischen Biß und der menschlichen Tiefe nicht im Wege stehen müssen.

Doch dann beginnt die Ödnis so vieler „Orfeo“-Produktionen. Peter Hall mag in den Solti-Jahren



Covent Gardens ein guter Regisseur gewesen sein. Doch wie bei seinem „Ring“-Desaster: ihm fehlen die Visionen für ein mehr als realistisches Werk wie dieses. So hat ihm John Bury viel Pseudo-Antike geliefert, aber natürlich hochstilisiert ... und dementsprechend langweilig. Leppard dirigiert alle Ballettmusiken. Nur verschweigen Besetzungsliste und Filmbuchspann den Choreographen – mit gutem Grund. Furiertanz, Schlußballett und all dies bedeutungsschwangere Schreien wirken unsäglich bis handwerklich schlecht. Winkelmanns „edle Einfalt“ grüßt im bösen Sinne.

So bleiben die Baker-Auftritte, die Orfeo-Szenen. Kein Gesangsstar, kein weltenferner, überragender Künstler tritt auf, sondern ein leidender Mensch, der seinen Schmerz zu tönender, anrührender Klage gestalten kann. Sehens- und hörensenswert, von der Kamera gut eingefangen: Erinnerung und Maßstab.

Wolf-Dieter Peter

VIDEOGRAMM ORFEO ED EURIDICE					
Klangbild	Bild-/Farbqualität	Fertigung	Ausstattung	Künstlerische Qualität	sehr gut
				mäßig	gut
HiFi-STEREO					
VHS ■ Beta ■ 2000 ■					